

Margaret Peterson Haddix
Schattenkinder
Die Betrogenen

Ihr Verlies im Hauptquartier der Bevölkerungspolizei ist feucht und kalt. Sie hat ständig Hunger und weiß nicht, ob Tag ist oder Nacht. Sie weiß nur, dass sie – um ihre Familie zu schützen – in den stundenlangen, quälenden Verhören keinesfalls ihren wahren Namen – Elodie – preisgeben darf. Denn als »Schattenkind«, als drittes Kind, hat sie in dieser Gesellschaft keine Daseinsberechtigung. Aber hinter Elodie alias Nina Idi scheint die Bevölkerungspolizei gar nicht her zu sein. Im Tausch gegen Essen hingegen soll Nina drei inhaftierte Schattenkinder aushorchen und deren Familien ausliefern. Als Nina vor den Mitgefangenen steht, die gerade mal zehn, neun und sechs Jahre alt sind, würde sie sich lieber selbst ans Messer liefern als diese unschuldigen Kinder zu hintergehen. Aber der nagende Hunger treibt sie immer tiefer in ein verwirrendes Versteckspiel...

© The Backstage Studios



Margaret Peterson Haddix wuchs in Ohio auf. Nach ihrem Studium arbeitete sie zunächst als Journalistin und College-Dozentin, bevor sie anfang, Kinder- und Jugendbücher zu schreiben. Für ihr literarisches Werk wurde sie in den USA bereits mit zahlreichen Preisen ausgezeichnet. Sie lebt mit ihrer Familie in Columbus, Ohio. Zusätzliche Informationen über die Autorin unter www.haddixbooks.com.

Weitere Titel der Autorin bei dtv junior: siehe Seite 4

Bettina Münch, geboren 1962, arbeitete nach dem Studium als Kinderbuchlektorin. Heute ist sie freie Autorin und Übersetzerin und lebt mit Mann und Tochter in der Nähe von Frankfurt am Main.

Margaret Peterson Haddix

Schattenkinder

Die Betrogenen

Roman

Aus dem amerikanischen Englisch
von Bettina Münch

dtv
The logo for dtv, consisting of the lowercase letters 'dtv' in a bold, sans-serif font, with a thin, curved line underneath the letters.

Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
www.dtv.de

Von Margaret Peterson Haddix sind außerdem bei
[dtv junior](http://www.dtv.de) lieferbar:

Schattenkinder

Schattenkinder. Unter Verrätern
Schattenkinder. In der Welt der Barone
Schattenkinder. Im Zentrum der Macht
Schattenkinder. Gefährliche Freiheit



Deutsche Erstausgabe

10. Auflage 2017

2003 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München

© 2002 Margaret Peterson Haddix

Titel der amerikanischen Originalausgabe: ›Among the Betrayed‹,

2002 erschienen bei Simon & Schuster Books

for Young Readers, an imprint of Simon & Schuster Children's

Publishing Division, New York

© für die deutschsprachige Ausgabe:

2003 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München

Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen

Umschlaggestaltung: Jorge Schmidt und Tabea Dietrich

unter Verwendung von Fotos von Jan Roeder

Satz: Fotosatz Reinhard Amann, Memmingen

Gesetzt aus der Sabon 11/13,25' (QuarkXPress)

Druck und Bindung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen

Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany · ISBN 978-3-423-70788-6

Für Meredith

1. Kapitel

Aus Alpträumen sollte man eigentlich wieder aufwachen. Das sagte sich Nina wieder und wieder, während sie auf dem Zementboden ihrer Zelle kauerte. Ihr ganzes Leben lang hatte sie schreckliche Träume gehabt, in denen sie von der Bevölkerungspolizei gefangen genommen wurde. Manchmal hatten die Polizisten Schaufeln und hoben sie auf wie Straßendreck. Manchmal trugen sie Gewehre und drückten sie ihr in den Rücken oder zielten auf ihren Kopf.

Aber immer wachte sie auf, bevor jemand abdrückte.

Einmal hatte sie sogar geträumt, dass der Bevölkerungspolizist, der sie verhaften wollte, Tante Zenkas gerüschtes Spitzennachthemd trug, samt Nachthäubchen. Nach diesem Traum weigerte sich Nina monatelang Tante Zenka einen Gutenachtkuss zu geben und niemand verstand, warum. Nina verriet es nicht, weil man sie sonst auslachen würde, dabei war es überhaupt nicht komisch.

Nina wusste, dass ihre Angst vor der Bevölkerungspolizei begründet war. Die Bevölkerungspolizei war der schwarze Mann, der große böse Wolf, die böse Hexe, das Gruselmärchen-Monster und all die Bösewichte zusammen, von denen sie je gehört hatte.

Nur dass die Bevölkerungspolizei genau wie der schwarze Mann, der große böse Wolf, die böse Hexe und das Gruselmärchen-Monster in Bücher und Alpträume gehörte und nicht ins wahre Leben.

Jetzt stieß Nina den Kopf gegen die Betonwand ihrer Zelle. »Wach auf!«, befahl sie sich verzweifelt. »Wach auf!«

Die Stöße taten ihr weh und das kam doch in Träumen nicht vor. In Träumen tat nichts weh. Sie konnten einem den Rücken blutig schlagen, ohne dass man etwas spürte. Sie konnten einem die Füße aneinander binden, so dass man nicht mehr laufen konnte, und trotzdem brannten die Fesseln kein bisschen.

Ninas Hand- und Fußgelenke waren wund gescheuert von den Schellen, mit denen sie an die Wand gekettet war. Man hatte ihr die Haut vom Rücken gepeitscht; die leiseste Berührung des T-Shirts auf ihrem Rücken jagte wilde Schmerzen durch ihren Körper. Eines ihrer Augen war vermutlich durch die Schläge komplett zugeschwollen.

Alles tat weh.

Trotzdem hatte sich die Verhaftung wie ein Alptraum angefühlt, redete sich Nina hartnäckig ein.

Sie genoss es, dass ihre Erinnerungen so verschwommen waren wie ein Traum, als sei ihre Verhaftung etwas Schönes gewesen – und nicht der schlimmste Augenblick ihres Lebens. Sie konnte sich nicht einmal mehr daran erinnern, wie die Bevölkerungspolizisten in den Speisesaal gekommen waren oder ihren Namen gerufen hatten. Na also! Bewies das nicht, dass es gar nicht wirklich passiert war? Sie hatte einfach nur dagesessen und gefrühstückt, sich über die drei ganzen Rosinen in ihrer Hafergrütze gefreut. Mit einem Mal war es im Saal totenstill geworden und alle Augen hatten sich auf sie gerichtet. Nina konnte die vielen Blicke richtig spüren; sie ließ den Löffel fallen. Hafergrütze spritzte auf das Mädchen neben ihr, aber Liesel beschwerte sich nicht, sie starrte genauso

weiter wie alle anderen. Es waren die Blicke gewesen, nicht der Klang ihres Namens, die Nina aufstehen und nach vorn gehen ließen, die Hände vorgestreckt, um sich Handschellen anlegen zu lassen.

Welchen Namen hatten sie gerufen?, fragte sich Nina. *Nina oder... oder –*

Nein, sie wollte ihn nicht einmal denken. Manchmal konnte die Bevölkerungspolizei sogar in den Träumen der Menschen deren Gedanken lesen.

Nina wandte sich wieder ihren Erinnerungen zu, dachte daran, wie die anderen Mädchen dagesessen hatten wie Puppen im Regal, während sie den endlosen Gang zwischen den Tischen entlanggeschritten war. Der vertraute Speisesaal hatte sich in einen Wald aus Augen verwandelt. Nina sah weder nach links noch nach rechts, doch sie konnte die vielen stummen Blicke spüren, die ihr folgten. Wie Puppenaugen waren die Augen, leblos und kalt.

Warum hat mir niemand geholfen?, fragte sich Nina. *Warum hat niemand etwas gesagt, gefleht, gebettelt, sich geweigert mich gehen zu lassen?*

Sie wusste es. Auch wenn es nur ein Alptraum war – und das war es, nicht wahr? –, wusste sie, dass die anderen viel zu viel Angst gehabt hatten, um auch nur einen Mucks von sich zu geben. Auch sie hätte zu viel Angst gehabt, den Mund aufzumachen, wenn es eine andere gewesen wäre, die sich wie betäubt auf den Mann mit den vielen Orden an der Brust zubewegte. Wenn eine andere verhaftet worden wäre. (Warum sie? Wie hatten sie es herausgefunden? Warum war sie die Einzige, von der sie wussten? *Hör auf*, befahl sie sich. *Alpträume sind niemals logisch.*)

Sie dachte daran, wie schwer es ihr gefallen war, die Füße zu bewegen – auf, ab, rechts, links, näher und näher . . . Sie konnte weder protestieren noch sich verteidigen. Hätte sie den Mund aufgemacht, gerade weit genug, um ein Wimmern herauszulassen, sie wäre verzweifelt.

O bitte, bitte lasst mich leben! Ich bin doch noch ein Kind. Ich wollte nicht gegen das Gesetz verstoßen. Es ist nicht meine Schuld. Und bitte tut Jason nichts . . .

Noch jetzt in der Gefängniszelle presste Nina die Lippen zusammen, aus Angst, die Worte könnten ihr doch noch ent schlüpfen. Und das durften sie nicht. Jemand würde sie hören können. Jemand konnte seinen Namen hören. Was immer sie tat, sie musste Jason schützen. Jason, die Großmutter und die Tanten. Und natürlich ihre Eltern. Aber über all die anderen würde sie nicht schweigen können. Doch es war Jasons Name, den sie herausweinen wollte, Jason, den sie rufen wollte.

Weißt du, wo ich bin, Jason? Hast du dir Sorgen gemacht, als ich nicht zu unserem Treffpunkt im Wald gekommen bin? Du bist so mutig. Kannst du . . . kannst du mich nicht retten?

Sie benahm sich wirklich albern. Es war doch nur ein Traum. In ein paar Minuten würden die Morgenglocken läuten und sie würde oben in ihrem schwankenden Stockbett in der Mädchenschule Harlow die Augen aufschlagen. Dann würde sie sich die Zähne putzen, das Gesicht waschen, sich anziehen und vielleicht, nur vielleicht, vier Rosinen in ihrer Hafergrütze finden . . .

Wieder dachte sie an ihre Verhaftung, daran, wie sie vorn im Speisesaal angelangt war und den Polizisten angesehen hatte. Im letzten Moment, kurz bevor der Polizist die Handschellen zuschnappen ließ, bemerkte sie einen weiteren Mann, der hin-

ter ihm stand und Nina ebenso intensiv beobachtete wie ihre Mitschülerinnen. Doch die Augen ihrer Mitschülerinnen waren glasig vor Angst, ihre Blicke leer wie die von Puppen. Die dunklen Augen dieses Mannes sagten alles.

Er war wütend. Er hasste sie. Er wollte, dass sie starb.

Nina keuchte. Sie konnte sich nichts mehr vormachen. Sie erinnerte sich an zu vieles. Diesen Blick konnte sie nicht geträumt oder sich eingebildet haben. Er war real. Alles, was ihr zugestoßen war, war real. Sie hatte echte Handschellen an den Gelenken, echte Wunden auf ihrem Rücken, echte Angst, die sie erfüllte.

»Sie werden mich umbringen«, flüsterte sie und es war fast erleichternd, endlich, endlich die Hoffnung aufzugeben.

2. Kapitel

Warum?«

Das Wort explodierte in Ninas Ohren und sie fuhr aus dem Schlaf auf. Doch sie zuckte augenblicklich zurück, denn das Gesicht eines Mannes war nur Zentimeter von ihrem entfernt. Er schrie sie an.

»Warum hast du dein Land verraten?«, wollte der Mann wissen.

Nina blinzelte. Sie war ohnehin verloren – warum sollte sie also nicht widersprechen?

»Mein Land verraten?«, könnte sie höhnen. »Was ist das für ein Land, das es für Verrat hält, geboren zu werden? Hätte ich mich aus lauter Treue selbst umbringen sollen? Aus Patriotismus? Was kann ich dafür, dass meine Eltern vor mir schon zwei Kinder hatten?«

Doch alles, was sie sagte, würde ihre Mutter, die Großmutter und die Tanten verraten – alle Menschen, die sie versteckt, die sie am Leben erhalten hatten.

Sie sagte gar nichts.

Der Mann ging in die Hocke. In Ninas Zelle war es dunkel; wahrscheinlich war es mitten in der Nacht, vermutete sie. Seine Silhouette war nur ein verschwommener Schatten vor ihr. *Er ist ein Schatten und ich bin es auch*, dachte Nina. Sie war immer noch benebelt genug, um das lustig zu finden.

Da drehte der Mann den Kopf und murmelte: »Jetzt.«

Augenblicklich wurde die Zelle vom harten, viel zu grellen

Licht der nackten Glühbirne an der Decke durchflutet. Nina kniff die Augen zu.

»Ich weiß, dass du wach bist«, sagte der Mann leise. »Du kannst dich nicht verstecken.«

Bei dem Wort »verstecken« erstarrte Nina. Er wusste es. Natürlich wusste er es. Warum hatte man sie sonst festgenommen? Sie hatte geglaubt sich damit abgefunden zu haben, sterben zu müssen, doch plötzlich wurde sie von Panik überwältigt. War es so weit? Würde der Mann sie erschießen? Oder würde er sie zum Sterben woanders hinbringen? Wie brachte die Bevölkerungspolizei illegale dritte Kinder um?

Nina öffnete die Augen ein wenig, denn es war besser, seinen Mörder zu sehen als blind dazuhocken und jeden Moment einen Schuss zu erwarten. Doch was sie sah, jagte ihr einen weiteren Schrecken ein: Sie erkannte den Mann wieder. Es war derjenige, der bei ihrer Verhaftung dabei gewesen war und sie mit hasserfüllten Augen angestarrt hatte.

Mutlos machte sie die Augen wieder zu. Doch es half nichts. Sie sah das Bild des Mannes weiter vor sich. Er war groß, muskulös und teuer gekleidet, wie jemand im Fernsehen. Sein dunkles, welliges Haar war aus der hohen Stirn zurückgekämmt. Er strahlte Autorität aus, genauso wie Jason immer Autorität ausgestrahlt hatte. Nur dass Jason sie niemals so hasserfüllt angeblickt hatte.

Nina fiel etwas ein, das ihre Großmutter immer gesagt hatte: »Wenn Blicke töten könnten . . .« *Und ob Blicke töten können, Omi*, wollte sie sagen. *Dieser Blick wird mich töten.*

Der Mann lachte in sich hinein.

»Es ist mir egal, ob du redest oder nicht«, sagte er. »Dein Kumpane hat uns bereits alles gesagt. *Er* hat gesungen wie

eine Nachtigall. Ich dachte nur, dass du vielleicht gern die Chance hättest, uns *deine* Version zu erzählen. Vielleicht hat dein Freund ja ein wenig geschwindelt, um seine eigene Haut zu retten, um sich selbst ein bisschen besser aussehen zu lassen und dich, nun, sehr viel schlechter. Belasteter, verstehst du?»

Der Mann säuselte ihr praktisch ins Ohr; sein Gesicht war so nah, dass sie seinen Atem auf ihrer Wange spürte. Nina konnte kaum einen klaren Gedanken fassen. Wovon redete er überhaupt?

Einen Augenblick lang begriff sie nicht einmal, was die Worte bedeuteten, die er verwendet hatte – »Kumpane«? Was war das? Dann fielen ihr die Kriminalromane ein, die Tante Lystra zu Hause immer vorgelesen hatte, wenn der Fernseher nicht funktionierte. Die Detektive in diesen Bücher warfen Leuten ständig vor »Verbrecherkumpane« zu sein. Kumpane waren Partner, Gehilfen. Meinte er ihre Großmutter und die Tanten, die Kumpane waren, indem sie Nina versteckten?

Nina konnte ein panisches Keuchen kaum unterdrücken. *Nein!*, wollte sie schreien. *Du hast sie nicht geschnappt. Das kann nicht sein!* Lautlos begannen ihr die Tränen über das Gesicht zu laufen.

Aber der Mann hatte nicht »Kumpanen« gesagt und »sie« und »ihre«. Er hatte gesagt »Kumpane«. »Er«. »Seine«.

Nein, korrigierte sie sich verzweifelt. *Ich habe auch andere Jungen aus der Hendricks-Schule getroffen. Dass ich sie nicht gut gekannt habe, bedeutet nicht, dass sie mich nicht verraten haben können. Es ist sogar wahrscheinlicher, dass sie mich angezeigt haben.*

Nina dachte an die Jungen, zu denen sie und ihre Freundinnen sich nachts in den Wald geschlichen hatten. Als Gruppe

waren sie scheu und ängstlich wie Hasen. Nina konnte sich nicht vorstellen, dass auch nur einer von ihnen den Mut hatte, mit der Bevölkerungspolizei zu reden.

Außer einem.

Nein!, hämmerte es ungläubig in ihrem Kopf. Vielleicht hatte sie es auch laut herausgeschrien. Selbst wenn man außer Acht ließ, dass Jason sie liebte, dass er sie geküsst hatte, heimlich, im Mondlicht – war er ebenfalls ein illegales drittes Kind. Jeder von ihnen war es, alle Kinder, die sich im Wald trafen. Selbst wenn sie es wollten, wäre es zu riskant für sie, Nina zu verraten.

Vielleicht ist es mein Vater, dachte sie bitter. *Vielleicht hatte Großmutter doch nicht Recht und er wusste von meiner Geburt, wusste, dass es mich gibt. Vielleicht hat er gehofft eine Belohnung zu bekommen, wenn er mich anzeigt.*

Nina machte die Augen wieder auf; wütend genug, um dem Hass erfüllten Mann zu begegnen ohne zurückzuschrecken.

Der Mann lächelte.

»Ja, Scott – oder sollte ich *Jason* sagen – hatte ein paar sehr interessante Geschichten für uns«, erzählte er fröhlich. »Er hat dich regelrecht als führenden Kopf beschrieben.«

Nina schrie. Der Klang hallte durch ihre winzige Zelle; ein langer, wortloser Schrei aus Wut und Schmerz.

Als sie aufhörte, war der Mann fort.

3. Kapitel

Ob es draußen tagte, konnte Nina nicht feststellen. Sie saß stundenlang da, steif, wund und verzweifelt, zusammengekauert im grellen Licht der einen nackten Glühbirne.

Die Leute sagen immer, der Tod sei das Schlimmste, was einem zustoßen kann, dachte sie. Aber das stimmt nicht.

Sie wünschte, der Mann hätte sie einfach umgebracht und Schluss. Dann wäre sie – zwar nicht glücklich, aber doch wenigstens mit etwas gestorben, an das sie sich hätte klammern und an das sie hätte glauben können: *Jason liebt mich. Oh, Jason, mein Liebster, leb wohl!* Seit ihrer Gefangennahme, das wurde ihr plötzlich bewusst, hatte sie angefangen sich und Jason als eines der tragisch-unglücklichen Liebespaare zu betrachten, die sich in Tante Zenkas Lieblingsbüchern und Fernsehfilmen tummelten.

Ihre Großmutter und die anderen Tanten hatten sich ständig über Tante Zenka und ihre Vorliebe für diese Bücher und Filme lustig gemacht.

Nina erinnerte sich an Tante Lystras Schelten, als Tante Zenka ihnen eines Abends bei Kerzenlicht vorlas. »Oh, verschone uns! Warum sagt diese wunderschöne und quicklebendige Heldin ihrem Jacques nicht einfach: ›He, du leidest an unheilbarer Lungen-Tuberkulose. Das Leben ist viel zu kurz, um rumzusitzen und dir beim Sterben zuzusehen. Ciao!‹?«

»Weil sie sich lieben!«, hatte Tante Zenka protestiert. »Und Liebe ist –«

»Ein Haufen Müll«, endete Tante Lystra an ihrer Stelle. Sie arbeitete für das Hygiene-Ministerium und zog ständig Vergleiche mit Müll.

Nina hatte Mitleid mit der armen, sentimentalen Tante Zenka, der schon nach den ersten Sekunden einer ihrer Filme, nach dem ersten Satz einer ihrer Romane die Tränen in die Augen stiegen. Aber jetzt fand Nina, dass Tante Lystra wohl Recht gehabt hatte. Sie hätte es von vornherein für eine Dummheit gehalten, dass Nina Jason je vertraut hatte.

Aber er ist so nett zu mir gewesen, rechtfertigte sich Nina vor sich selbst. *Er war so stark und so gut aussehend und er wusste so viel . . .*

Zum ersten Mal begann sie sich zu fragen, *woher* er so viel wusste. Er hatte gewusst, dass der Wald ein sicherer Ort für ihre Treffen war. Er kannte die Mädchenschule Harlow und den günstigsten Zeitpunkt, um eine Nachricht unter der Schuleingangstür hindurchzuschieben – genau dann, wenn die Mädchen auf dem Weg in ihre Klassenzimmer waren, so dass die Nachricht von einem Mädchen und nicht von einem Lehrer gefunden wurde.

Dieses Mädchen war Nina gewesen. Sie ließ sich in ihren Erinnerungen treiben. Vor zwei Monaten hatte sie im Korridor der Harlow-Schule ein zusammengefaltetes Blatt Papier aufgehoben, an dem die anderen vorbeigegangen waren. Sie hatte das schwere, getönte Papier eine ganze Weile in der Hand gehalten und in Tagträumen gerätselt, was wohl darauf stehen würde. Sie wusste, dass es vermutlich nichts Interessantes

war, nichts, das sie etwas angehe: eine Information über die Stromgebühren vielleicht oder eine Regierungsanweisung über die Größe der Löffel in der Schulküche. Doch solange sie das Papier nicht auffaltete, konnte sie sich einbilden, dass es etwas Aufregendes enthielt – wie Cinderellas Einladung zum Ball des Prinzen. Und da *sie* diejenige war, die das Papier aufgehoben hatte . . .

Die Spannung war zu groß gewesen. Nina war mit dem Finger zwischen die Seitenränder gefahren, hatte das Siegel aufgerissen und das Blatt vorsichtig aufgefaltet und gelesen:

*An alle Harlow-Mädchen,
die sich über Schatten Gedanken machen:
Treffet euch mit gleich gesinnten Schülern der
Hendricks-Schule für Jungen
bei einer Zusammenkunft am 16. April, um 20 Uhr,
im Wald auf halber Strecke zwischen unseren Schulen.*

Nina hatte noch nie von der Hendricks-Schule gehört. Sie war noch nie im Wald gewesen – in keinem Wald. Abgesehen von dem Tag, an dem sie an die Schule gekommen war, war sie überhaupt noch nie im Freien gewesen. Das Wort »Schatten« beunruhigte sie. Bedeutete es das, was sie vermutete? War diese Sache gefährlich?

Aber eigentlich war es Nina egal. Ihr war sofort klar, dass sie zu diesem Treffen gehen würde. Sie wäre auch gegangen, wenn auf dem Zettel gestanden hätte: »An alle Harlow-Mädchen, die sich über Hämmer Gedanken machen.« Oder über »Fruchtfliegen« oder »Bleistifte«. Oder über »Die Ent-

wicklung von Kanälen und Aquädukten in prähistorischen Zivilisationen« – das Thema, das in der letzten Stunde gerade an ihr vorbeigerauscht war. Nina hatte das Gefühl, ihr ganzes Leben lang auf diese Einladung gewartet zu haben.

Ihre Freundinnen zu überzeugen war ein wenig schwieriger.

»Wir dürfen nicht hinaus«, sagte Sally ängstlich, als Nina ihr nach der Verdunklung das Geheimnis zuflüsterte.

»Das hat noch nie jemand wirklich *gesagt*«, widersprach Nina und bemühte sich ihre eigene Angst nicht durchklingen zu lassen. Würde sie den Mut haben, allein zu gehen, wenn ihre Freundinnen sich weigerten mitzukommen?

»Sie haben auch noch nie gesagt, dass wir uns die Zähne nicht mit Toilettenwasser putzen dürfen, und ich tue es trotzdem nicht«, wandte Bonner, Ninas andere Zimmergenossin, ein.

Sally war zierlich und goldblond, Bonner dagegen war groß, dunkel und grobknochig, regelrecht stämmig. Nina, mittelgroß, mittelschwer, mit mittelbraunem Haar, hatte immer das Gefühl, das Bindeglied zwischen den beiden zu sein. Wenn sie alle drei durch den Korridor gingen, lief Nina immer in der Mitte. Wenn sich die beiden anderen stritten, war Nina es, die einen Kompromiss vorschlug. Dass ihr nun beide widersprachen, ließ sie ein wenig verzagen.

»Sie wollen über Schatten reden«, sagte sie. Selbst im Dunkeln merkte sie, wie ihre Freundinnen bei diesem Wort erstarrten. Die Mädchenschule Harlow war voller Geheimnisse, von denen alle wussten, aber niemand sprach. Zu Beginn des Schuljahres, als Nina noch unter schrecklichem Heimweh ge-

litten hatte, war ihr die Vorstellung tröstlich gewesen, dass Tante Rhoda, ihre am praktischsten veranlagte Tante, plötzlich beim Frühstück, Mittag- oder Abendessen im Speisesaal auftauchen und ans Kopfende des Saales marschieren würde, um ihnen allen reinen Wein einzuschenken:

»Tatsache ist: Jede Einzelne von euch ist ein ›Schattenkind‹ – ein drittes, viertes oder sogar fünftes Kind, das schon durch seine Geburt gegen das Gesetz verstoßen hat, weil die Regierung den Menschen nicht mehr als zwei Kinder erlaubt.

Tatsache ist: Ihr alle seid mit gefälschten Papieren hierher gekommen, die euch als jemand anderen ausgeben, jemand, von dem die Regierung glaubt, er habe das Recht zu existieren.

Tatsache ist: Jeder, der seine Sinne nur halbwegs beisammen hat, würde eure Heuchelei sofort durchschauen. So vergisst zum Beispiel das blonde, schwedisch aussehende Mädchen die Hälfte der Zeit auf ihren falschen Namen zu reagieren, Uthant Mogadischu. Und sie ist nicht die Einzige. Ihr zuckt zusammen, sobald die Regierung auch nur erwähnt wird. Ihr fangt an zu zittern, sobald die Eingangstür aufgeht.

Schlussfolgerung: Warum lasst ihr euer Versteckspiel nicht einfach sein und redet darüber? Sagt euch eure richtigen Namen. Erzählt von euren echten Familien und nicht von angeblichen Brüdern, Schwestern und Eltern, denen ihr vermutlich noch nie begegnet seid. Vergleicht eure Aufzeichnungen darüber, wie ihr es geschafft habt, euch jahrelang zu verstecken, bevor ihr die falschen Papiere bekam. Tauscht euch über die Probleme aus, die entstehen, wenn man sein Versteck verlässt,